

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften
zu München.

Jahrgang 1870. Band I.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1870.

In Commission bei G. Franz.

Sitzungsberichte
der
königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 7. Mai 1870.

Herr Thomas übergibt die Fortsetzung¹⁾

„der geographischen Bemerkungen zum Reise-
buch von Schiltberger“

von Herrn Professor Bruun in Odessa.

III.

Im dritten Kapitel (p. 57) der Neumannschen Ausgabe erwähnt Schiltberger unter andern Ländern, wohin Bajesid nach der Schlacht von Nikopolis einige der christlichen Gefangenen geschickt habe, auch der „weissen Tartary.“ Nach Neumann ist hier die Rede von dem Lande der freien Tataren im Gegensatze zu den schwarzen, d. h. den unfreien, tributpflichtigen. Dagegen versteht Erdmann (Temudschin der Unerschütterliche, 1862, p. 194), nach Raschid-Eddin, unter weissen Tataren die türkischen Völkerschaften, welche später Mongolen genannt wurden, unter schwarzen dagegen Mongolen im engeren Sinn. „Die schwarzen Tataren traten nach dem Siege über die weissen und die übrigen in eigenen Reichen bestehenden Türken als Mongolen (d. h. unter ihrem früheren Namen) auf, breiteten ihre Herrschaft nach dem Osten Europas aus und bürdeten so auch den Westtürken den Namen der Tataren auf, diejenigen ausgenommen, welche

1) Vergl. 1869. II. 271 ff.

in Kleinasien, von ihnen unangetastet, den Namen der Türken, als Osmanen u. s. w. mit sich nach Europa trugen.“

Welche dieser beiden Ansichten auch die richtige sein möge, weder die eine noch die andere leitet uns zu den Wohnsitzen der weissen Tataren, die nicht blos hier, sondern auch an anderen Stellen des Reisebuchs besprochen werden. So erfahren wir aus demselben:

- 1) dass ein „gewaltiger Herr in der wissen tartarey (p. 67) mit dem Sohne Burhan-Eddins, Fürsten von Siwas verschwägert war;
- 2) dass während der Belagerung Angoras durch die wysen Tartaren der älteste Sohn Bajazids ihren Herrn gefangen genommen und sie gezwungen hatte, sich dem Sultan zu unterwerfen (p. 70);
- 3) dass 30,000 Mann „von den wisen Tartarien,“ die Bajazid an die Spitze seines Heeres gestellt hatte, beim Beginn der Schlacht von Angora zu Tamerlan übergingen (p. 73)“.

Aus allen diesen Nachrichten glaubte ich folgern zu dürfen, Schiltbergers weisse Tatarei wäre identisch mit der weissen Horde der mohammedanischen Schriftsteller, oder der „blauen“, wie diese Horde bei den Russen heisst, weil ihre Weideplätze sich in der Nähe des blauen Meeres (des Aralsees) befanden. Das Erbtheil der ältesten Linie der Djuididen bildend, erkannte diese Horde anfänglich die Oberherrschaft der Goldenen Horde an, die den Nachkommen Batus des zweiten Sohnes Djudjis gehorchte. Bald jedoch hörte diese Abhängigkeit auf und gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts gelang es sogar einem Gliede der älteren Linie, dem bekannten Tochtamysch, sich zum Herrn der Goldenen Horde zu machen, nachdem er vorläufig, mit Hülfe Tamerlans, seinen eigenen Oheim Uruschan entthront hatte. Seitdem aber dieser ehrgeizige Fürst sich mit seinem Beschützer entzweit hatte, musste er wohl suchen mit Bajazid in Verbindung zu treten, auf die der Sultan gern eingegangen

sein wird, bei der auch ihn bedrohenden Macht des Beherrschers Djagatais. Demnach hätte er leicht dem Tochtamysch einige seiner Gefangenen zum Geschenk machen können, wenn auch nur um ihm seine Theilnahme zu bezeugen an dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs, den sein Bundesgenosse kurz vor dem gegen Tamerlan unternommen hatte. Bekannt ist wenigstens, dass nach der Schlacht am Terek (1395) eine Abtheilung des zersprengten Heeres sich nach Kleinasien geflüchtet hatte und dort von Bajazid aufs Beste aufgenommen worden war. Der Anführer dieser Truppen, Tasch-Timur gehörte selbst zur Familie der Djudjiden und hatte die Krim als Vasall des Tochtamysch beherrscht (Ssaweljew, Monety Djudjidow, 1858, p. 314). Der „König von Sebast“ würde demnach seiner Würde nichts vergeben haben, wenn er ihm seine Schwester zur Frau gegeben hätte. In Folge dieser Verwandtschaft hätte Tasch-Timur seinen Wohlthäter Bajazid verrathen und zur Belagerung Angoras schreiten können, um später, nur scheinbar mit dem Sultan versöhnt, Partei für seinen Landsmann zu nehmen. In diesem Falle hätten die arabischen Autoren Recht gehabt, denen zufolge Tamerlan seinen Sieg den im Heere Bajazids dienenden Tataren verdankte, nicht aber, wie es in den türkischen und persischen Quellen heisst, gewissen türkischen Fürsten Kleinasiens.

Trotz aller dieser Umstände habe ich mich später davon überzeugt, dass die Stellen des Reisebuchs, wo von „weissen“ Tataren die Rede ist, sich nicht auf die „weisse“ Horde beziehen, und zwar nicht blos deshalb weil Letztere bei Schiltberger die grosse Tartarei heisst, sondern schon aus dem Grunde, weil seine weissen Tataren keine anderen waren, als die durch Tamerlan besiegten Tartaros Blancos, die, nach Clavijo (Hist. del Gran Tamorlan Madrid, 1782 p. 122 cf. 97), „eran naturales de una tierra que es entre la Turquía (Kleinasien) é la Suria.“

Aus dem Gesagten folgt, dass die weissen Tataren beider Reisenden Turkomanen waren, die im östlichen Kleinasien herumzogen, wie dies heute noch ihre Nachkommen thun, deren Gesichtszüge ihre mongolische Abstammung verrathen (Vivien de Saint-Martin, *Descr. de l'Asie-Min.* II, 429).

In der That hatten sich im östlichen Theil von Cilicien, nach der Eroberung dieser Provinz durch die baharitischen Mameluken, zwei unabhängige turkomanische Herrschaften gebildet, nach ihren Gründern Beni-Ramazan und Dulkadir genannt. Adana war die Hauptstadt des ersten dieser kleinen Staaten, Merasch die Residenz der Dulkadiriden, deren Name noch heute die Provinz bezeichnet, die ihnen einst gehörte. Die Selbstständigkeit beider Dynastien dauerte bis zum Jahr 1515, in welchem ihre Besitzungen durch den Sultan Selim erobert und dem osmanischen Reiche annektirt wurden (Vivien de S. M. l. l. I, 529).

Der Anführer der weissen Tataren Clavijos war wahrscheinlich ein Nachkomme Dulkadirs, da, nach Weil (*Gesch. d. Chalifen*, V, 82), Tamerlan, unmittelbar nach der Einnahme von Siwas, eine Abtheilung seines Heeres gegen die Dulkadiriden schickte, weil sie, während der Belagerung jener Stadt sich feindselig gegen ihn benommen hatten. Einem Gliede dieser Familie gehörten auch die Heerden, die bald darauf von den Mongolen aus der Gegend von Palmyra weggetrieben wurden (l. c. 91).

Gleich den weissen Tataren des kastilischen Gesandten waren die seines bayerischen Zeitgenossen, wenigstens zum Theil, den Dulkadiriden unterthan. Bajased beabsichtigte seinen ältesten Sohn Suleiman mit der Tochter Nassir-Eddins Dulkadir zu vermählen, den er desshalb nicht umgangen haben wird bei der Vertheilung seiner Gefangenen. Zu demselben Nassir-Eddin, seinem Verwandten, flüchtete sich Kasi-Burhan-Eddins Sohn, der Schwager des Königs der weissen Tataren, nach Schiltberger. Der Bruder Nassir-

Eddins, Saduka musste sich den Osmanen gerade um dieselbe Zeit unterwerfen (Weil, l. c. 74) als, nach Schiltberger, die weissen Tataren durch Bajased besiegt wurden.

Da es nun wohl keinem Zweifel mehr unterliegt, dass auch die weissen Tataren, durch deren Verrath die Schlacht von Angora zu Gunsten Tamerlans entschieden wurde, turkomanische Unterthanen der kleinasiatischen Fürsten Dulkadir und Beni-Ramazan waren, so brauchen wir nicht mit Weil (Gesch. d. islam. Völker 437) anzunehmen, dass ausser den Turkomanen, deren ehemalige Fürsten von Bajasid vertrieben worden waren, noch „mehrere tartarische Regimenter“ die unter ihm dienten, während der Schlacht zu dem Feinde übergegangen seien. Wenigstens ersehen wir aus dem Bericht Schiltbergers, weshalb die morgenländischen Autoren sich zu widersprechen scheinen hinsichtlich der Nationalität der Truppen, deren Verrath die Niederlage der Osmanen zugeschrieben werden muss.

IV.

Unter den Städten des von Schiltberger durchwanderten Transkaukasiens werden im 32. Kapitel (p. 99) des Reisebuchs erwähnt: Zuchtun, die Hauptstadt Abhasiens (abkas), und die Hauptstadt Mingreliens (megral) Kathon, die er jedoch weiter unten (p. 158) Bothan nennt, hinzufügend, sie läge am Ufer des Schwarzen Meeres.

Neumann hält diese Stadt für das heutige an der Mündung des Rion gelegene Poti, in dessen Nähe wir auf den italienischen Compasskarten den Namen fasso oder faxo treffen, der uns die Lage der Stadt Asso (statt Fasso) anzeigt, die nach Contarini (cap. II p. 31 d. russischen Ausgabe) an der Mündung des Fasso lag und 60 Meilen entfernt war von einer andern mingrelischen Stadt, genannt Liati oder Varti.

Es versteht sich von selbst, dass Liati sowohl als Varti nichts weiter sind als falsche Lesarten des Namens Vathi,

den, nach Barbaro (c. X. p. 45 d. russ. Ausg.) eine mingrelische am Meere gelegene Festung trug, die sowohl ihrer Lage als ihres Namens wegen keine andere sein konnte als das heutige Batum, an der Mündung des Saris (Lozija Tschernago Morja 1866 p. 105) in welchem ich den 360 Stadien vom Phasis entfernten Fluss *Βατύς* Arrians gern wiedererkennen möchte.

Hier muss auch die Stadt „Bata en Carceche“ gelegen haben, von wo aus „Gorgora“, d. h. der Atabek Quarkuare im Jahr 1459 dem Herzog Philipp von Burgund meldete, er sei gesonnen die Türken zu bekriegen (Brosset, Additions etc. 409): denn dieses Bata war gewiss identisch mit der Stadt Varti oder Vati, die nach Contarini (c. V p. 72) zu den Besitzungen des Fürsten von Calcican (Achaltshik) „Gorgora“ gehörte.

Weil aus einem gleichzeitigen Briefe des Königs von Georgien Georg VIII. an besagten Herzog von Burgund hervorgeht, dass dieselbe Stadt Bata „près de la Tente“ lag, so glaubt Brosset schliessen zu dürfen, die Verbündeten seien auf dem Punkt gewesen ins Feld zu rücken, während der König ohne Zweifel nur, gleich Rubruquis, das türkische Wort *ordu* durch Zelt übersetzt und sagen will, nicht weit von der Stadt habe sich die Horde oder das Lager (Hammer, Gesch. d. Gold. Horde, 32) des Königs von Mesopotamien Assem-Bech befunden, den er in seinem Briefe als den „persönlichen“ Feind „des Türken“ bezeichnet und den mehrere gleichzeitige Schriftsteller (Contarini, der Russe Nikitin, Chalcocondylas) einfach in der Horde (*lordo*, *orda*, *οὐρδα*) residiren lassen.

Dieser Hasan-bey oder Usun-Hasan, nicht ein Sohn (Brosset, Add. 408), sondern ein Enkel Kara-Jeleks (Weil, Gesch. d. Chal. V, 306), stand damals an der Spitze der Horde vom weissen Hammel und hatte kurz vordem einen Feldzug nach Armenien und Georgien unternommen. Ob-

gleich Brosset (*Hist. de la Géorgie*, I, 686) weder in georgischen Chroniken noch in französischen Uebersetzungen muslimischer Autoren irgend eine Notiz über diesen Feldzug gefunden hat, so kann die Thatsache nicht geläugnet werden: denn wie hätte sonst Abul-Mahazin (cod. Berol. f. 64 ap. Weil, l. l. 307, 1) sagen können, Hasan habe im Jahr 863 (1458 — 9) dem Sultan von Aegypten die Schlüssel mehrerer eroberten Festungen Georgiens zugeschickt.

Nach Chalcocondylas erstreckte Georgien sich im XV. Jahrhundert bis Bathy, d. h. bis Batum (Brosset, *Add.* 106) und umfasste demnach auch Mingrelien, das jedoch schon seit langer Zeit seine eigenen Dadiane oder Fürsten hatte, die sich sehr wenig um ihren Oberlehnsherrn bekümmerten (Brosset, *Hist.* I, 560; cf. *Rapports sur un voyage etc.* VII, 44).

Bei so bewandten Umständen ist nicht daran zu zweifeln, dass unter Schiltbergers *kathon* oder *bothan* nicht das heutige Poti, sondern die türkische Stadt Batum verstanden werden muss.

Dagegen habe ich mich geirrt, als ich mich zu der Ansicht hinneigte (*Notices . . . conc. la Gazarie in d. Mém. de l'Ac. de S. P.* X, 9) Batum sei identisch gewesen mit der Stadt Bata oder Batiario, von deren Präsidenten in dem Statut officii Gazariae vom Jahr 1449 (*Sapiski Odessk. Obschtsch. Ist. u Drown.* V, 640) zugleich mit denen von Mapa oder Mapario (Anapa) und Matrica (Taman) die Rede ist.

Abgesehen von der grossen Entfernung dieser beiden Städte von Batum, darf dieser Ort schon deshalb nicht mit Bata oder Batiario identifizirt werden, weil sein Name auf den Seekarten des XIV. und XV. Jahrhunderts nie anders lautet als *vati* oder *lovati*.

Weit eher als mit Batum, dürfte Batiario seiner Lage nach mit der alten Stadt Apaturia zusammenfallen, da der Name *bata*, *batta*, auf einigen jener Karten diesseits von *lo lopa* am Kuban angemerkt ist.

Da aber auf denselben Karten (der katalanischen und der von Bianco) etwas weiter gegen Norden an der Ostküste des Asofschen Meeres, bei dem heutigen Bachtar, zugleich der Name Bagtiar zu lesen ist, so möchte es doch wohl gerathener sein, dorthin das Batiario des Statuts zu versetzen, da dieser Ort gewiss identisch war mit dem jenseits von locopa gelegenen „castrum batiarii“, das ums Jahr 1455 seinem rechtmässigen Besitzer „illario marini“ durch den Präsidenten „johannes bozius“ entrissen wurde (Atti della Societa Ligure etc. VI, p. 356, N. CL).

Was den nicht von Arrian, wie De la Primaudaie (Études sur le commerce au M. A. I, 236) meint, sondern von Strabo und Ptolemaeus erwähnten Hafen Bata anbelangt, so entsprach er dem von Noworossiisk in der Bucht von Tzemēs oder Sudjuk-kale, dem *Ἰερὸς-λίμην* Arrians, von den italienischen Seefahrern nicht ohne Grund calolimena genannt, während ihr „porto de susaco“ seinen Namen dem Flüsschen „Sûtchûk“ verdankt, das in den Hafen von Gelendschik mündet (Bell, Journ. d'une résid. en Circassie, tr. p. L. Vivien, 1841, I, 83).

Die Hauptstadt Abhasiens „zuchtun“ lässt Neumann nach Reineggs (Allg. hist. top. Beschreib. d. Kaukasus, II, 5) mit der „kleinen abghasischen Stadt Suppu zusammenfallen, was richtig sein könnte, wenn dies Städtchen sich in oder neben der türkischen Festung „Saghumi, Soghum-kala“ oder „Dor-drup“ befunden hätte, auf die Reineggs weiter unten (p. 7) wie es scheint, nach einer andern Quelle, zu sprechen kommt, und deren Ruinen jetzt noch an der Mündung der Gumista, einige Werst von dem im Delta der Baslata gelegenen heutigen Suchum-kale sichtbar sind.

Das ältere Suchum war noch zu Hadji-Chalfas Zeit eine bedeutende Handelsstadt, wo die Genueser schon im XIV. Jahrhundert eine Niederlassung gegründet hatten, die in ihren Urkunden und gleichzeitigen Seekarten stets nur den Namen savastopoli trägt.

Schon aus diesem Grunde wird es wahrscheinlich, dass hier gerade das alte Dioscurias lag, da diese weltberühmte milesische Colonie später bekanntlich unter dem Namen Sebastopolis erscheint, weil eine von den Römern in ihrer nächsten Nähe erbaute Festung so genannt worden war.

Bei der hohen Bedeutung der Stadt Dioscurias oder Sebastopolis im Alterthum, müssen sich Spuren ihrer vergangenen Grösse sowohl über als unter der Erde erhalten haben, wie dies bei Olbia, Chersonesus, Panticapaeon und den übrigen pontischen Emporien der Griechen der Fall gewesen ist. Leider herrschen bis jetzt noch in der gelehrten Welt verschiedene Meinungen hinsichtlich der Oertlichkeit, wo denn eigentlich Nachforschungen angestellt werden müssten, um Resultate zu erzielen, durch welche allein die Lage von Dioscurias mit Sicherheit ermittelt werden könnte.

So z. B. suchen Müller (*Geogr. graeci min.* I, 375) und Brosset (*Hist.* I, 62 etc.), nach dem Vorgange von Klaproth und Dubois, Dioscurias beim Vorgebirge Iscurieh, dessen Entfernung von Pitzunda in gerader Linie 400 Stadien beträgt, während nach Arrians genauer Messung längs der Küste Sebastopolis von Pityus, dessen Identität mit Pitzunda von Niemand bezweifelt wird, nur 350 Stadien entfernt war. Da nun die Ausdehnung der Küste zwischen Pitzunda und Suchum-kale gerade so viel beträgt, so hat wohl Taitbout (*Atlas de la mer Noire*) recht gethan, dem alten Sebastopolis seine Stelle in dem späteren anzuweisen, wobei er hätte zugeben können, wenn man es durchaus verlangt haben würde, der älteste Name der Stadt sei nach Iscurieh übertragen worden und habe sich dort bis heute in einer verstümmelten Form erhalten.

Dass Dioscurias mit mehr Recht in der Nähe von Suchum als bei dem Vorgebirge „Skurdja“ gesucht werden darf, lässt sich auch daraus schliessen, dass die Entfernung zwischen Letzterem und der Mündung des Rion nur 500 Stadien be-

trägt (Müller, l. l. 377), während Sebastopolis durch 810 Stadien von der Mündung des Phasis getrennt war, den man gewöhnlich mit dem Rion identifiziert.

Diese Ansicht möchte freilich nicht die richtige sein, da Poti, an der Mündung des Rion, nur circa 90 Stadien von Redut-kale, an der Mündung des Chopi, entfernt ist, während die Entfernung zwischen dem Chobus, der jedenfalls dem Chopi entsprach, und der Mündung des Phasis gerade doppelt so gross war.

Gern möchte ich demnach den Rion mit dem Chariens oder Arius zusammenstellen, der, nach Arrian, in der Mitte zwischen dem Chobus und dem Phasis sich ins Meer ergoss; den untern Lauf des Phasis dagegen — mit dem später in einen See verwandelten paliostomo oder palostomo, wobei ich mich auf die Veränderungen berufen würde, denen diese „sandige, weiche und seichte“ Gegend nach dem schon von dem Akademiker Thomas (*Der Per. d. Pont. Eux etc.*, Abh. d. phil. philol. Cl. d. bayer. Acad. d. Wiss. X, l. p. 268) citirten Zeugnisse Strabos, von je her unterworfen war und zu deren Erklärung es genügt die Worte eines eben so geistreichen als gewissenhaften Beobachters anzuführen, der hier als Augenzeuge spricht: „Wenige Flüsse in der Welt führen reichlichem Niederschlag von Sand, Lehm und Humus mit sich, wie der braune Rion“ (Wagner, *Reise nach Kolchis*, 227).

Doch gesetzt auch meine Hypothese würde, trotz einer schwer mit ihr zu vereinigenden Stelle bei Strabo (XI, 2 § 17) nicht ohne Weiteres verworfen werden, dennoch betrüge die Entfernung zwischen dem Chopi und Isgons oder Iskurieh nicht mehr als 420 Stadien; zwischen diesem Vorgebirge dagegen und dem alten Suchum — nahe an 600, die besser zu den 630 Stadien passen würden, die, nach Arrian, den Chobus von Sebastopolis trennten.

Nicht damit zufrieden dieser alten Stadt ihren Platz beim Vorgebirge Iskurieh anzuweisen, hat man sich sogar

für berechtigt gehalten, in dieselbe Gegend die Stadt Soteriopolis zu versetzen, die, nach dem Kaiser Constantin (De adm. imp. c. 42) auch in Abhasien lag, dessen Küste sich von dort aus 300 Meilen weit bis zur zichischen Grenzstadt Nicopsis, am gleichnamigen Flusse erstreckte. Von dort aus war es noch eben so weit bis zum Fluss Ukruch, der Zichien von Tamatarcha trennte.

In dem Ukruch erkennt man leicht den Kuban, der mit einem Arm ins Schwarze Meer, mit dem andern in das Asofsche mündet und demnach das Land der Tscherkessen, deren Identität mit dem Zychen oder Zichen durch Schiltberger (c. LVI), lange vor Interiano, constatirt wird, — von der Insel Taman trennt, die ihren Namen dem alten Städtchen Korokon-dame verdankt, dem später so berühmten Tmu-torokan der Russen, dessen Name in dem *κάστρον ταμάταρχα* (cf. Thomas, l. l. 266: *τοῦ Μάταρχα*) nicht zu verkennen ist.

An der nördlichen Mündung des Ukruch, in der Gegend von Temruk und Kurki lag die Stadt Schakrak oder Djakrak, da Abulfeda berichtet (tr. p. Reinaud, II, 40) die Küste des Asofschen Meeres habe gerade von diesem Punkt an sich von Osten nach Norden gerichtet.

Obgleich die Entfernung zwischen diesem Ort und dem Vorgebirge Iskurieh ungefähr 600 römische Meilen beträgt, so hätte Müller (l. l. 379) sich nicht durch Mannert verleiten lassen sollen, die 600 Meilen vom Ukruch entfernte Stadt Soteriopolis mit dem alten Sebastopolis zu identifiziren, da, nach dem Kaiser Constantin, (De them. conf. Hieroclis Synec. etc. ed. Parthey, 1866 p. 315) Soteropolis der alte Name der Stadt Pythia war, die ihrerseits keine andere gewesen sein wird, als Arrians Pityus, das *peçonda* der italienischen Karten, das georgische Bidchwinta, unser heutiges Pitzunda.

Vielleicht verdankte diese alte Stadt ihren Beinamen dem byzantinischen Feldherrn Sotericus, der ihre durch die

Perser zerstörten Mauern wieder aufgebaut hatte und bald darauf (556 cf. Muralt, *Essai de chron. byz.*, p. 210) im Kampfe mit den Misimianern, einem den Apsiliern oder Abhasen benachbarten Volke, umgekommen war.

Uebrigens trug Pitzunda noch im XIV. Jahrhundert bei dem trapezuntischen Griechen den Namen Soteropolis (Kunik, *Utschon. Sap. St. P. Ak. Nauk*, II, 740), der auch eine Dioecese bezeichnete, die im Jahr 1347 mit der von Alanien wieder vereinigt wurde (*Acta Patr. Const.* XIV und CCXXI) und zu der die Muttergotteskirche zu Ateni in Georgien, nebst mehreren andern Kirchen in Alanien, Kaukasien und Achochien gehörte, während die zu Justinians Zeit erbaute Marienkirche Pitzundas (Brosset, *Rapports*, VIII, 131) gleich den meisten Kirchen Abhasiens und Georgiens, nicht dem Patriarchen von Constantinopel, sondern dem von Antiochien untergeben war (Parthey, l. l. 271).

Aus dem Gesagten folgt, dass der in der Mitte zwischen dem Ukruch und Soteriopolis fließende Nicopsis nicht, wie Klaproth behauptet hat, mit dem *fume Nicofia* oder *de Nicola* der Seekarten zusammenfallen konnte, denn dieser Name erscheint auf ihnen nicht nordwestlich, sondern südöstlich von peçonda, d. h. zwischen diesem Ort und Savastopol, und verdankt seine Entstehung dem Schloss Anacopi, dessen Ruinen an der Mündung der Psirta noch jetzt sichtbar sind.

Der Fluss Nicopsis, von dem der Kaiser spricht, durchströmte dagegen das in bedeutender Entfernung nördlich von Pitzunda sich zum Meer hinziehende Thal Negopsucha, wo sich bedeutende Ruinen erhalten haben, die uns berechtigen hier die zur zichischen Eparchie gehörige Stadt Nicopsis zu suchen, die nicht verwechselt werden muss, mit dem von Cedrenus unter dem Jahr 1033 erwähnten abhasischen Schloss Anacuphen, in dem das Schloss Anacopi am hohen Ufer der Psirta nicht zu verkennen ist.

Hier hätte man demnach nicht, trotz der entgegengesetzten Meinung Klaproths, dem Brosset (Hist. I, 61) und Dubois (Voyage autour du Cauc. I, 276) beistimmen, die Stadt Nicophsia suchen sollen, wo der Apostel Simon zu Tode gemartert und begraben worden war. Weil nach einer andern von Baillet benutzten Quelle (Vie des Saints, III, 415), der Ort wo der Heilige gemartert wurde, Suanir hiess, so glaubt Brosset annehmen zu müssen, er sei in Svanetien gestorben, dagegen sei sein Leichnam von dort nach Anacopi transportirt worden.

Da nun aber, nach Arrian, die Sanigen damals die abhasische Küste bewohnten, so braucht der Chronist sich nicht geirrt zu haben, wenn er das Grab des heiligen Simon nicht von dem Orte trennt, wo er getödtet worden war. Wenigstens konnte Nicophsia auch durch den Namen Suanir bezeichnet werden, da die Stadt den Sanigen gehörte.

Dass diese Stadt weit eher in Negopsucha als in Anacopi hätte gesucht werden sollen, kann aus mehreren Stellen der georgischen Chronik gefolgert werden. So heisst es z. B. in ihrer französischen Uebersetzung (Brosset I, 648) dass alle Caucasier „depuis Nicophsia jusqu'à Derbend“ dem König von Georgien (und dem mit ihm vereinigten Abhasien, p. 647) Georg V. unterworfen waren; ferner dass bei der Thronbesteigung seines Sohnes und Nachfolgers eine Versammlung der beiden Erzbischöfe von Georgien und Abhasien (les catholicos), der Bischöfe und Grossen „de Nicophsia et de Sper jusqu'à Derbend“ Statt fand (ibid. 649).

Wollte man unter Nicophsia hier Anacopi verstehen, so müsste man zugleich gegen alle Wahrscheinlichkeit annehmen, der Chronist habe irrthümlich die nördlich von diesem Ort gelegene Stadt Bidchwinta zum Lande der Tscherkessen gerechnet und den Bischof dieser Stadt von der georgo-abhasischen Ständerversammlung ausgeschlossen.

Unterdess ersieht man aus einer griechischen Inschrift,

die in der oben erwähnten Marienkirche zu Bidchwinta aufbewahrt wird, dass diese Stadt noch im XVI. Jahrhundert der Sitz eines Bischofs war (Brosset, Hist. I, 213).

Nach Josselian (*Grusia i Armenia*, 1848 p. 304), der diese Inschrift sogar aus dem XIV. Jahrhundert stammen lässt, besitzt eine griechische Kapelle in Pitzunda noch jetzt eine genuesische Glocke vom Jahr 1529, mit dem Bilde der Mutter Gottes, der heiligen Veronica und eines lateinischen Bischofs.

Es zeigt sich also, dass nachdem die Türken der Herrschaft der Genueser auf dem Schwarzen Meer ein Ende gemacht hatten, ihr Verkehr mit der Ostküste noch fort dauerte, wie dies mit Caffa und Tana der Fall war, über deren Verhältnisse während ihrer Abhängigkeit von der Pforte uns der 2. Band der *Atti Tauri-Liguri* und der 4. Band der *Handelsgeschichte Venedigs* hoffentlich bald neue wichtige Aufschlüsse bringen werden.

V.

Als Beispiel wie sehr man sich hüten muss, Schiltbergers Zeugniß ohne Weiteres zu verwerfen, sogar in den Fällen ²⁾, wo er scheinbar sich ins Reich der Fabeln ver-

2) Sogar Neumann bedauert, dass Schiltberger durch derartige Mittheilungen sein Werk verunstaltet habe. „Das ist“ sagt er (p. 25) „die einzige Krankheit des sonst so kerngesunden bayerischen Reise-
werkes, der ihm anhaftende, vorzüglich von Armenien herrührende
Legendenkram,“ während gerade umgekehrt der armenische Bischof
Aiwazovski, der so gütig war mir schriftlich Auskunft zu geben, über
die Bedeutung mehrerer sich auf die früheren Verhältnisse seiner
Landsleute beziehenden Bemerkungen Schiltbergers, Letzteren be-
schuldigt, er habe jenen Legendenkram wenn auch nicht erfunden,
so doch von irgend einem Catholiken sich aufbürden lassen, und es
ihm namentlich gewaltig übel nimmt, dass er die freilich sehr an-
stössige Verwandlung des Königs Dertad (p. 145—146 bei Neumann)
nicht mit Stillschweigen übergangen hat.

Doch wenn es auch nicht erlaubt sein sollte auf diese und ähn-
liche Stellen des Reisebuchs die Bemerkung des Proclus zu beziehen,

irrt, möge das XLIV. Kapitel dienen, wo er behauptet in Arabien mit eigenen Augen eine Brücke gesehen zu haben, zu der man der Sage nach, die er nicht zu bezweifeln wagt, das Schienbein des ägyptischen Riesen Allenkleisser benutzt hatte.

Dieses ungeheure Bein hat man wohl Niemand so leicht zuschreiben können, als Alexander dem Grossen, nicht allein wegen der Aehnlichkeit der arabischen Form seines Namens Aliskander mit Schiltbergers Allenkleisser, sondern auch deshalb, weil die Erinnerung an die fabelhafte Schnelligkeit seines Siegeszugs durch Asien vor Allem in der Stadt fortleben musste, die es ihm verdankte für ein ganzes Jahrtausend der Stapelplatz des Welthandels geworden zu sein.

Es versteht sich von selbst, dass im Laufe der Jahrhunderte verschiedene ältere Legenden mit der Alexander-sage zusammenfliessen mussten, namentlich die Traditionen der Juden, gegen die er sich so human betragen hatte, dass

dass ein Mythos um so erhabeneren Wahrheiten in sich schliesst, je unsinniger er zu sein scheint, so wird man doch zugeben müssen, dass Schiltberger uns durch Einverleibung solcher Fabeln in seinem Reisebericht ein Mittel an die Hand gegeben hat, die Bildungsstufe der Völker des Orients, in deren Mitte er so lange gewelt hatte, kennen zu lernen.

Jedenfalls hat Schiltberger in solchen Fällen nicht anders gehandelt als Herodot und nichts desto weniger wagt es heute Niemand mehr, dem „Vater der Geschichte“ daraus einen Vorwurf zu machen, dass er nicht allein den Bericht seiner eigenen Erlebnisse und Forschungen allerlei Fabeln beigemischt hat, sondern sogar so naiv gewesen ist sie für wahr zu halten. Dasselbe kann man von Marco Polo sagen, der die Möglichkeit zugibt, dass ein Schuhflicker einen Berg in Bewegung gesetzt habe, und demnach nach dem Urtheil eines in Fragen dieser Art vollkommen kompetenten Richters (Walkenaer, Hist. génér. des voyages I, 52; cf. Pauthier, Le livre de M. P. I XCV) wegen seiner Verdienste um die Erdkunde es verdient, Alexander von Macedonien und dem Entdecker Amerikas an die Seite gesetzt zu werden.

heute noch die Grossen der Erde nicht übel thun würden seinem Beispiel in dieser Hinsicht zu folgen. In der That liest man in der „Geschichte der Eroberung Aegyptens“ von Abdal-Hakem (manuscr. cf. Quatremère, H. des Mamlouks etc. I, l. p. 218) der Körper eines Riesen, den Moses getödtet hatte, sei in den Nil gefallen und habe seitdem die Stelle einer Brücke vertreten. Dies ohne Zweifel sehr alte Märchen war eben so gewiss in naher Verbindung mit dem was uns S. über das Schienbein Allenkleissers mittheilt. Seine Leichtgläubigkeit in diesem Falle wird man ihm wohl nicht zum Vorwurf machen, wenn man erwägt, dass dasselbe Märchen noch im XIII. Jahrhundert so verbreitet war, dass sogar der mächtige Beherrscher der Goldenen Horde sich für die Sache interessirte.

Während einer Audienz die Berke-chan, 1263, den Gesandten des Sultans Bibars ertheilte, richtete er an sie die Frage, ob es wahr sei, wie man ihm versichert hatte, dass das Bein eines Riesen am Nil die Stelle einer Brücke vertrete. Die Gesandten waren nun wohl aufgeklärt genug, um von der Sache nichts wissen zu wollen. Uebrigens konnten sie vielleicht auch deshalb nicht anders antworten, weil der Chan die Frage nicht richtig gestellt hatte. Wenigstens erfahren wir durch Schiltberger, dass jene sonderbare Brücke gar nicht über den Nil führen konnte, da er sie selbst in Arabien bewundert hatte. Seiner Beschreibung zufolge verband sie dort zwei Felsen, zwischen denen, in einem sehr tiefen Thale, ein Fluss sich durchschlängelte. Diese Brücke mussten früher alle Reisenden passiren, da es keinen andern Weg über das Gebirge gab.

Diese topographischen Details, die Schiltberger gewiss nicht erfunden hat, machen es sehr wahrscheinlich, dass er hier die Umgebungen der Festungen Kerak und Schaubek im Auge hatte, die ihrer merkwürdigen Lage wegen während der Kreuzzüge so berühmt waren.

„Kerak sagt Quatremère (l. l. 24) war der Schlüssel des Wegs in die Wüste.“ Alle Karavanen die von Damask nach Mekka oder dahin zurück sich begeben wollten, alle aus der Hauptstadt Syriens nach Aegypten bestimmten Kriegsheere mussten durchaus an den Thoren dieser, rings von einem tiefen und engen Thale (Raumer, Paläst. 271) umgebenen Festung vorbeiziehen.

Schaubek, kaum 36 Meilen von Kerak entfernt, hatte eine nicht minder günstige Lage. Nach Burckhart (cf. Raumer, l. l. p. 281) umgibt eine 300 Fuss tiefe Schlucht die Burg, die sich noch besser erhalten hat als Kerek, auch Petra deserti genannt und deshalb oft mit der älteren Stadt dieses Namens verwechselt, von der Plinius mit Recht sagen konnte: oppidum circumdatum montibus inaccessis, amne interfluente (cf. Raumer l. l. p. 271 — 277).³⁾

Nach Abdul-Hakem (Quatremère, l. l. p. 245) war die Strasse in jener Gegend so eng und beschwerlich, dass eine ganze Truppenabtheilung in ihrem Marsche aufgehalten werden konnte, wenn auch nur ein Bewaffneter sich ihr dort an irgend einem Punkte entgegenstellte.

Dass die von Schiltberger beschriebene Brücke über einen dieser Hohlwege führte, ist um so wahrscheinlicher, da der soeben angeführte arabische Historiker in diese „alte“ Gegend, ausser vielen anderen heiligen Stätten, das Grab „Iskenders“ versetzt, hinzufügend, er könne nicht bestimmen wer dieser Alexander gewesen sei.

In der Voraussetzung dass das Bein Allenkleissers nicht gar weit von dem Grabmal Aliskanders entfernt sein konnte, würde ich in ihrer Nähe auch die Brücke suchen, die Schiltberger neben dem Schienbein vorfand und die, einer an ihr

3) S. auch die Note zu Marin. Sanut. Syr. in den Urkund. d. R. Venedig II, p. 404.

[1870. I. 4.]

angemerkten Inschrift zufolge, 200 Jahre vor der Zeit als er sie zu sehen Gelegenheit hatte, erbaut worden war.

Da nun aus anderen Stellen des Reisebuchs hervorgeht, dass Schiltbergers Aufenthalt in Aegypten ins Jahr 1423 fällt, so müsste, seinen Worten zufolge, die Brücke ums Jahr 1223 erbaut worden sein. Das möchte ich aber bezweifeln, da die Zerwürfnisse, die bald nach dem im Jahr 1193 erfolgten Tode Saladins unter seinen Nachkommen eingetreten waren, damals noch fort dauerten und die Ejjubiten ausserdem fortwährend mit den Kreuzfahrern zu kämpfen hatten.

Man vergesse jedoch nicht, dass Schiltberger, dem bekannt sein musste, dass das 825. Jahr der Hedschra mit dem 1423. unserer Zeitrechnung zusammenfiel, dagegen wahrscheinlich nicht wusste, dass das mohammedanische Jahr kürzer ist als das christliche, und deshalb, ausser Acht lassend, dass 200 mohammedanische Jahre circa 193 Jahren unserer Zeitrechnung entsprechen, zu dem Resultat kam, die Brücke sei ums Jahr 1223 erbaut worden, während dies doch, der Jahrzahl der Inschrift zufolge, 1230 geschehen war.

Gerade damals war der Neffe Saladins Alkamil, nachdem er sich mit dem Kaiser Friedrich II. abgefunden hatte, von den übrigen Ejjubiten als Oberherr anerkannt worden, worauf er bis zu seinem Tode 1238, sich in der unbestrittenen Herrschaft Syriens und Aegyptens behauptete, mit Ausnahme der Festungen Kerak und Schaubek, die er noch im Jahr 1229 seinem Neffen Davud hatte überlassen müssen.

Dieser Umstand mag vor Allem den „König Sultan“ Alkamil veranlasst haben, neben der alten, nach Schiltberger, mit Baumöl bestrichenen und desshalb von einem vermoderten Riesenknochen nicht leicht zu unterscheidenden Brücke, den Bau einer neuen anzuordnen, um die Verbindung zwischen beiden Theilen seines Reichs offen zu halten.
